Bu 407

Barth-Archiv
Bruderholzallee 26
4059 BASEL

25. Sep. 1980

NEUE ZEIT

DEUTSCHLAND-AUSGABE

12. JAHRGANG — NR. 284
PREIS 20 PFG.
(BERLIN 15 PFG.)

TAGESZEITUNG DER CHRISTLICH-DEMOKRATISCHEN UNION DEUTSCHLANDS

BERLIN, MITTWOCH
5. DEZEMBER 1956

Aggressoren-Abzug erzwungen

Doch London und Paris stellen erneut Bedingungen für Suez-Regelung

Berlin (NZ/ADN). Unter dem Druck der Weltmeinung mußten sich Großbritannien und Frankreich jetzt bereit erklären, Aegypten zu räumen. Eine entsprechende Mitteilung machte Außenminister Lloyd vor dem britischen Unterhaus. Er sagte, die britische und die französische Regierung seien übereingekommen, ihre Truppen „ohne Verzögerung" aus Port Said und Umgebung abzuziehen. Der Kommandeur der Interventionstruppen, General Keightley, sei beauftragt worden, mit dem Befehlshaber der UNO-Truppen, General Burns, einen Zeitplan auszuarbeiten. Zugleich mit diesem Beschluß, der ein Erfolg der Friedenskräfte ist, wird jedoch bekannt, daß die Aggressoren neue Bedingungen für eine Lösung der Suezkanal-Frage gestellt haben. In einer gemeinsamen Erklärung an UNO-Generalsekretär Hammarskjöld fordern die britische und die französische Regierung, daß bei einer Regelung des Suez-Problems nicht nur den vom Sicherheitsrat angenommenen sechs Prinzipien Rechnung getragen werden müsse, sondern auch dem Entschließungsentwurf der Londoner Separatkonferenz zur Suez-Frage. Eine Erfüllung dieses Entschließungsentwurfes würde eine Internationalisierung des Kanals bedeuten, die von Aegypten bereits mehrfach abgelehnt worden ist.

In seiner Rede vor dem Unterhaus betonte der britische Außenminister, der Zeitplan des Abzugs müsse unter Berücksichtigung der technischen und praktischen Probleme aufgestellt werden. Lloyd versuchte erneut, die Aggression gegen Aegypten zu rechtfertigen. Unter dem Gelächter der Labour-Abgeordneten behauptete er, die Aktion hätte dazu beigetragen, Bedingungen zu schaffen, unter denen alle Probleme des Nahen Ostens gelöst werden könnten. Die Stationierung von umfangreichen UNO-Streitkräften im Gaza-Gebiet würde ebenfalls eine endgültige Regelung des Konflikts zwischen Israel und Aegypten erleichtern, meinte Lloyd.

Der außenpolitische Sprecher der Labour-Partei, Aneurin Bevan, erklärte, die Labour-Fraktion begrüße es, daß die Regierungen Großbritanniens und Frankreichs endlich beschlossen haben, ihre Truppen aus Aegypten abzuziehen. „Es geschah mit großem Widerwillen und unter großem Druck", sagte Bevan.

Der Vorsitzende der Parlamentsfraktion der Labour-Partei, Gaitskell, hob hervor, daß die [illegible]

[illegible]

die vollständige Räumung ägyptischen Gebiets durch die anglo-französischen Truppen stehe noch nicht fest. Westlichen Agenturen zufolge wird in offiziellen Kreisen der französischen Hauptstadt damit gerechnet, daß der Abzug der Truppen sich mehrere Wochen hinziehen werde.

USA wünschen Räumung des Kanals

Washington (ADN). Die USA-Regierung hat am Montagabend den Wunsch ausgedrückt, daß der Suezkanal so rasch wie möglich von allen Hindernissen geräumt wird, nachdem Großbritannien und Frankreich den unverzüglichen Abzug ihrer Truppen aus Aegypten versprochen haben. Die Wirtschaft einer großen Zahl von Ländern in der ganzen Welt hänge sehr vom zuverlässigen Funktionieren des Kanals ab, heißt es in einer von Präsident Eisenhower und Außenminister Dulles gebilligten Erklärung. Der Betrieb des Kanals solle in Uebereinstimmung mit den sechs Grundsätzen erfolgen, die von den Vereinten Nationen am 13. Oktober angenommen wurden.

Dokumentarfilm über Grauen von Port Said

Berlin (NZ). Auf einer Pressekonferenz des Deutschen Friedensrates sprachen West- und Ost-Berliner Journalisten zwei Opfer des ägyptischen Volkes über die französische Aggression im Nil-Delta. Der Schriftsteller Abdel Rahmen El Khamissi, der in der Zeit der englischen Kolonialherrschaft drei Jahre im Gefängnis zubrachte und gegenwärtig neben seiner literarischen Tätigkeit als politischer Kommentator [illegible]

[illegible]

Am Rande der Olympischen Spiele in Melbourne: Autogrammjäger im Olympischen Dorf bei der „Arbeit" Foto: Zentralbild

[illegible]

GB. [illegible]

[Aus:] Neue Zeit. -- [Berlin/DDR ?] -- Nr.284 vom 5.12.[1956?], S.4.

DANKBRIEF AN MOZART

Antwort auf eine Umfrage / Von KARL BARTH

Eins der schönsten und persönlichsten unter all den vielen Bekenntnissen zu Mozart, die das Jahr seines 200. Geburtstages hervorgebracht hat, ist in den vier Aufsätzen und Reden abgelegt, die Karl Barth, der große Schweizer Theologe, dem Andenken des Salzburger Meisters gewidmet hat. Der Evangelische Verlag Zollikon hat diese vier Bekenntnisse in einem Bändchen von 50 Seiten Umfang zusammengefaßt, dem man eine Lizenzausgabe für unser Gebiet wünschen möchte. Wir bringen daraus heute, da sich Mozarts Todestag zum 165. Male jährt, Karl Barths „Dankbrief an Mozart", den er für eine im Januar veröffentlichte Umfrage der Wochenzeitung der „Luzerner Neuesten Nachrichten" schrieb.

Lieber Herr Kapellmeister und Hofkompositeur!

Da hat nun jemand den kuriosen Gedanken gehabt, mich mit einigen anderen zusammen aufzufordern, für seine Zeitung einen „Dankbrief an Mozart" zu schreiben. Ich habe zuerst den Kopf geschüttelt und schon nach dem Papierkorb geblickt. Aber wenn es sich um Sie handelt, kann ich nur in den seltensten Fällen widerstehen. Und haben Sie selbst zu Ihren Lebzeiten nicht auch mehr als einen ein bißchen ausgefallenen Brief geschrieben? Also warum nicht? Dort, wo Sie jetzt sind, weiß man freilich — unbehindert durch Raum und Zeit — sicher mehr voneinander, und auch von uns, als es uns hier möglich ist. Und so zweifle ich eigentlich nicht daran, daß es Ihnen längst bekannt ist, wie dankbar ich Ihnen, fast solange als ich zurückdenken kann, gewesen bin und immer wieder sein werde. Aber eben: Warum sollten Sie das nicht auch einmal schwarz auf weiß zu Gesicht bekommen?

Zwei Entschuldigungen müssen vorangehen. Die eine deswegen, weil ich einer von den Protestanten bin, von denen Sie einmal gesagt haben sollen, was es mit dem Agnus Dei, qui tollis peccata mundi auf sich habe, könnten wir wohl nicht so recht verstehen. Entschuldigen Sie: wahrscheinlich sind Sie jetzt auch darüber besser unterrichtet. Aber ich will Sie nicht mit Theologie plagen. Stellen Sie sich vor, daß ich letzte Woche allen Ernstes von Ihnen träumte, und zwar dies: ich hätte Sie (mir unerklärlich aus welcher Notwendigkeit) zu examinieren gehabt, hätte aber zu meiner Betrübnis (weil ich doch wußte, daß Sie unter keinen Umständen durchfallen dürften) auf meine Frage: was „Dogmatik" und „Dogma" sein möchten, trotz freundlichstem Hinweis auf Ihre Messen — die ich besonders gern höre! — keinerlei Antwort von Ihnen erhalten!! Wollen wir diesen Punkt fröhlich auf sich beruhen lassen?

Viel schwieriger ist etwas anderes. Ich habe von Ihnen gelesen, Sie hätten sich schon als Kind nur über das Lob von Kennern freuen können. Wie Sie wissen, gibt es in diesem Erdental nicht nur Musiker, sondern auch Musikwissenschaftler. Sie selbst waren beides. Ich bin keines von beiden, spiele kein Instrument und habe von Harmonielehre oder gar von den Geheimnissen des „Kontaktpunktes" keine blasse Ahnung. Die Musikwissenschaftler insbesondere, deren Bücher über Sie ich — im Begriff eine Festrede für Ihren Geburtstag zu verfassen — zu entziffern versuche, machen mir richtig Angst. Ich habe übrigens, auf die Resultate dieser Forscher gesehen, die ernste Sorge, daß ich, wenn ich jung wäre und dieses Studium aufnehmen könnte, auch mit einigen der Bedeutendsten von Ihren theoretischen Interpreten in ähnlicher Weise in Konflikt geraten würde, wie es mir vor vierzig Jahren mit meinen theologischen Meistern gegangen ist. Aber wie dem auch sei: wie soll ich Ihnen unter diesen Umständen als Kenner danken, Ihnen also Freude machen können?

Ich habe nun aber zu meinem Trost auch das von Ihnen gelesen, daß Sie manchmal auch ganz bescheidenen Leuten stunden- und stundenlang vorgespielt hätten, nur weil Sie irgendwie merkten, daß es denen Freude machte, Sie spielen zu hören. So, nur eben mit einem immer wieder erfreuten Ohr und Herzen, hörte und höre ich Sie spielen. So naiv tue ich das, daß ich nicht einmal sicher sagen kann, in welcher von den 34 Perioden, in die Wyzewa und St. Foix Ihr Leben und Ihr Werk eingeteilt haben, Sie mir am nächsten sind. Sicher, sicher, so um 1785 begannen Sie ganz groß zu werden. Aber gelt, Sie selbst ärgere ich nicht, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich nicht erst „Don Juan" und Ihre letzten Symphonien, nicht erst die „Zauberflöte" und das „Requiem", sondern schon die Haffner-Serenade und das elfte Divertimento usw., ja eigentlich schon „Bastien und Bastienne" unmöglich ohne richtige Bewegung anhören kann und auch immer wieder anhöre — daß Sie mir also nicht erst von da an interessant und lieb sind, wo man Sie als „Vorläufer" von Beethoven rühmen kann!

Was ich Ihnen danke, ist schlicht dies, daß ich mich, wann immer ich Sie höre, an die Schwelle einer bei Sonnenschein und Gewitter, am Tag und bei Nacht guten, geordneten Welt versetzt und dann als Mensch des 20. Jahrhunderts jedesmal mit Mut (nicht Hochmut!), mit Tempo (keinem übertriebenen Tempo!), mit Reinheit (keiner langweiligen Reinheit!), mit Frieden (keinem faulen Frieden!), beschenkt finde. Mit Ihrer musikalischen Dialektik im Ohr kann man jung sein und alt werden, arbeiten und ausruhen, vergnügt und traurig sein, kurz: leben. Sie wissen jetzt noch viel besser als ich, daß dazu noch mehr nötig ist als auch die beste Musik. Aber es gibt Musik, die dem Menschen (nachträglich und beiläufig!) dazu hilft, und andere, die das weniger tut. Die Ihrige hilft dazu.

Weil das zu meiner Lebenserfahrung gehört — ich soll 1956 siebzig Jahre alt werden, während Sie jetzt als 200jähriger Patriarch unter uns wandeln würden! — und weil ich meine, daß unser immer obskurer werdendes Saeculum gerade Ihre Hilfe nötig hätte — darum bin ich dankbar dafür, daß Sie da waren, daß Sie in den paar kurzen Jahrzehnten Ihres Lebens gerade nur rein musizieren wollten und musiziert haben und daß Sie in Ihrer Musik lebendig noch da sind. Glauben Sie es nur, daß viele, viele Ohren und Herzen, gelehrte und ungelehrte wie die meinigen, Sie noch und wieder und wieder gerne hören — nicht nur in Ihrem Jubiläumsjahr!

Wie es mit der Musik dort steht, wo Sie sich jetzt befinden, ahne ich nur in Umrissen. Ich habe die Vermutung, die ich in dieser Hinsicht hege, einmal auf die Formel gebracht: ich sei nicht schlechthin sicher, ob die Engel, wenn sie im Lobe Gottes begriffen sind, gerade Bach spielen — ich sei aber sicher, daß sie, wenn sie unter sich sind, Mozart spielen und daß ihnen dann doch auch der liebe Gott besonders gerne zuhört. Nun, die Alternative mag falsch sein. Und Sie wissen auch darüber ohnehin besser Bescheid als ich. Ich erwähne es nur, um Ihnen figürlich anzudeuten, wie ich es meine.

Und so wirklich der Ihrige: Karl Barth

Sinndeutung jüdischer Existenz

Zu der letzten Schrift von Leo Baeck

Mit Leo Baeck, der im November dieses Jahres 83jährig in London verstarb, ist ein Mann von uns gegangen, der nicht nur ein großer Mensch und ein hervorragender Gelehrter war, sondern auch wie kein zweiter das Judentum Deutschlands und einer der einflußreichsten Strömungen jüdischen Lebens überhaupt repräsentierte. Der langjährige Berliner Oberrabbiner hat nach Jahren glanzvoller Wirksamkeit als Hochschullehrer und Prediger von 1917 an seinen Glaubensbrüdern auch in den dunkelsten Stunden treu zur Seite gestanden. Er blieb auch nach Hitlers Machtantritt in Deutschland, übernahm in den Jahren der Verfolgung das unendlich schwere Amt des Vorsitzenden der Reichsvertretung der deutschen Juden, wurde schließlich 1942 mit den Besten seiner Berliner Gemeinde in das Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt, wo ihn 1945 die Sowjetarmee befreite.

Noch ein Jahr vor seinem Tode hat Baeck die letzte reife Frucht einer über sechs Jahrzehnte währenden Beschäftigung mit dem Sinn jüdischer Existenz vorgelegt in der Schrift „Dieses Volk" (Europäische Verlagsanstalt Frankfurt 1955). Nun erscheint es als sein Vermächtnis und darf wohl den Anspruch erheben, auch christlichen Lesern einen Eindruck davon zu übermitteln, was jüdische Beschäftigung mit dem Alten Testament und dem Geheimnis seiner Geschichte zu leisten vermag. 1926 hatte Baeck in vierter Auflage sein wichtigstes religionsphilosophisches Werk „Das Wesen des Judentums" herausgegeben. Er hatte darin wie in jeder der drei vorausgegangenen Auflagen der liberal-jüdischen Theologie seit Mendelssohn folgend, den Entwicklungsgedanken auf den religiösen Bereich übertragen und den Kern des Judentums von seiner Schale zu trennen versucht. Dem Unveränderlichen, dem auf dem Monotheismus beruhenden Sittengesetz, stellte er das jüdische Zeremonialgesetz als das Veränderliche, Sekundäre gegenüber. Durch jenen Kern, wie er vor allen in den Propheten, aber auch in der Weisheit des Talmud und der Religionsphilosophie zu finden sei, stelle das Judentum die eigentliche Hochreligion der Menschheit dar.

Von alledem ist in dem neuen Werk kaum etwas wiederzufinden. Schon der Titel deutet es an: nicht mehr Religionsphilosophie, sondern Schriftauslegung. In den Abschnitten Bund, Schöpfung und Offenbarung, Wüste und Boden finden sich Gedanken, die starke Anklänge an das aufweisen, was der gegenwärtigen evangelischen Theologie wichtig geworden ist. Wie dort ist der Bund Zentralbegriff der alttestamentlichen Offenbarung, jeder Zwiespalt vom Diesseitigen und Jenseitigen, von Gebot und Gnade wird entschieden abgelehnt. Das Verhältnis von Judentum und Christentum ist in diesem Werk nicht behandelt. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß Baeck in seinen letzten Jahren diese Frage anders sah als zu der Zeit, wo er der „romantischen", letztlich im Gefühl wurzelnden Religiosität des Christentums, das Judentum als „klassische" Religion, als Religion der Tat gegenüberstellte.

Sein letztes Werk schloß mit Worten des Propheten Jesaja, die jedem Bibelleser teuer sind und fügte dann an: „das ist Gesetz und Gnade wie für dieses Volk so für alle". Dahinter vermögen wir die Weite seiner alten Weisheit zu erahnen, die auch die Grenzen der Glaubensgemeinschaft überschritt, nicht in der Bindung an ein Ideal zeitloser Humanität, sondern im Höheren auf das Wort der Schrift.

Klaus Witte

Malskat-Fälschungen werden entfernt

Die gefälschten Wandmalereien im Altarraum der Lübecker Marienkirche sollen nach einem Beschluß des Kirchenvorstandes von St. Marien entfernt werden. Der Kirchenvorstand hat diesen Beschluß auf Antrag von Bischof Professor Dr. Meyer gefaßt, „weil die gefälschten Malereien ein kirchliches Aergernis darstellen und das gottesdienstliche Handeln in St. Marien schwer belasten". Die Entfernung der Malereien wird im Zusammenhang mit der endgültigen Ausgestaltung des gesamten Innenraumes der Marienkirche erfolgen. Die Lübecker Kirchenleitung hat diesem Beschluß zugestimmt.

*

Eine Gedenktafel für Mozart wurde in Den Haag enthüllt. Sie ist an dem Haus angebracht, in dem der neunjährige Mozart um die Jahreswende 1765/66 gewohnt hat.

„Nacht und Nebel", der französische Dokumentarfilm über die Nazi-Konzentrationslager wurde von der Filmberatungsstelle der westdeutschen Länder mit dem Prädikat „besonders wertvoll" ausgezeichnet. Auch der Originalfassung des französischen Films „Picasso" wurde dieses Prädikat zuerkannt.

Zum Professor ernannt. Der in diesem Jahre mit einem Nobelpreis ausgezeichnete Arzt Dr. Werner Forssmann aus Bad Kreuznach ist zum außerordentlichen Professor der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz ernannt worden.

„Der Verräter" heißt das neue Bühnenstück von Hermann Wouk, dem durch sein Schauspiel „Die Meuterei auf der Caine" bekannt gewordenen amerikanischen Autor. Das neue Stück wurde jetzt am Stuttgarter Staatsschauspiel für Deutschland erstaufgeführt.

Shakespeares „Hamlet" wird zu Beginn des nächsten Jahres am Mecklenburgischen Staatstheater Schwerin in einer neuen Uebersetzung von Rudolf Schaller einstudiert werden.

Dölkers Teppiche erzählen

Gedächtnisausstellungen in Stuttgart, Berlin und Karl-Marx-Stadt

Die Wiederbelebung der Batik in Deutschland in den letzten beiden Jahrzehnten verbindet sich vor allem mit dem Namen des Schwaben Richard Dölker. In Italien war der gelernte Keramiker durch eine Ausstellung exotischer Malerei im Vatikan zu dieser javanischen Technik übergegangen. Die Stille des Rhöntales, wo er seit 1935 ansässig war, hatte ihn ständig an seiner Vervollkommnung arbeiten lassen, so daß er, als sein Gesamtwerk 1950 auf größeren Ausstellungen bekannt wurde, als unbestrittener Meister auf seinem Gebiet galt.

Wandbehänge seiner letzten Jahre — er starb 1955 — waren kürzlich im Textil- und Kunstgewerbemuseum der immer um gute Ausstellungen bemühten Kunstsammlung Karl-Marx-Stadt zu sehen. Einen Teil davon übernahm die Deutsche Bücherstube nach Berlin in ihre leider sehr beschränkten Räume an der Friedrichstraße. Eine Anzahl der besten Stücke aus dem Nachlaß Dölkers war zu gleicher Zeit in Stuttgart ausgestellt.

Die Reize von Dölkers Batiken verfehlen wohl auf kaum einen Betrachter ihre Wirkung. Er

Richard Dölker: Hl. Franziskus

stellt sich ein Thema nie im engen Sinne, sondern löst es immer in größere zyklische Zusammenhänge auf. Seine Teppiche erzählen, aber mit einer unliterarischen, spielerischen Gelstigkeit, indem sie versuchen, dem Ideal selbstverständlicher Ursprünglichkeit nahezukommen, wie sie in mittelalterlichen Bilderhandschriften, dem plastischen Schmuck an Gesimsen und Portalen unserer Dome oder an Steinreliefs der Vorzeit sichtbar wird.

Stilistisch steht Dölker noch in der Vorliebe für die Kunst der Primitiven, die in den zwanziger Jahren ihren Höhepunkt fand. Während aber damals infolge starker seelischer Erschütterungen die Maler dem Primitivismus trotz gewisser Einflüsse des modernen Intellekts innerlich adäquat waren, entbehrt das Liniament Dölkers manchmal nicht einer gewissen Glätte. Die Zigeunermadonna Otto Muellers oder die Webereien seiner Frau, Mara Kother, die wir auf der Weimarer christlichen Kunstausstellung sahen, waren von unbedingtem Ernst und einer Formenkraft, die Erstaunen und Bestürzung zugleich hervorrief. Bei den Madonnen Dölkers dagegen ist der expressionistische Formenapparat rein äußerlich angewendet und der Mut zur Unkonventionalität gleichsam schon wieder Konvention geworden.

Trotz allem läßt sich nicht leugnen, daß Dölker seine Technik bestechend und mit Souveränität beherrschte. Die Einfälle flossen ihm nur so aus dem Handgelenk. Seine Kunst stellt hohe, beinahe letzte Ansprüche an das Kunstgewerbe, sprengt aber nie dessen Rahmen.

e. ja.

Richtfest im Buddenbrook-Haus

Auf dem Lübecker Buddenbrook-Haus, das im Kriege bis auf die Fassade und das Kreuzgewölbe zerstört worden war, wurde die Richtkrone aufgezogen. Die Fassade, die Rokoko-Diele, das Hausteinportal aus der Renaissance, der alte Zwischenstock und das Kreuzgewölbe im Keller werden so weit wie möglich in ihrem ursprünglichen Stil wieder erstehen.

Traum am Morgen

25 ROMAN VON TAMI OELFKEN

Alle Rechte beim Gustav-Kiepenheuer-Verlag Weimar

Professor Mohrmann, der Mohr genannt, wurde von der Ofenwärme angezogen und kam langsamen Schrittes auf diese Seite, wo er seinen Gang nunmehr zwischen Ofen und Klassentür aufnahm. Malte war beim Lesen gesichert. So, von vorn, bestand keinerlei Gefahr. Schwierig war es nur, wenn er oben hinten in der Klasse war und von dort unter die Bänke schauen konnte.

Mohrchen blieb stehen: „Nehmt die Atlanten raus! Also —, schlagt die Karte von Rußland auf. Sucht die Waldaihöhe..." Ein müdes Umblättern und das Rascheln der großen Seiten ging durch die Klasse. Die Sekunda hatte längst Tempo und Stimmung des Professors übernommen. Die Jungen sahen mit ausgestreckten Fingern in den Karten nach, dusselten müde und gedankenlos vor sich hin. Hoyersen warf ab und zu einen Blick auf den Ofen, Malte Brooks las. Wenn Mohrchen so langsam sprach, seinen Bart oft und zärtlich durch die Finger gleiten ließ und die andere Hand auf dem Rücken den spitzen Bleistift zwischen Daumen und Zeigefinger drehte, dann war keinerlei Gefahr. Es würde nichts passieren. Höchstwahrscheinlich würde sein Elan nicht einmal so weit reichen, das wohlbekannte lederne Notizbuch aus der Brusttasche zu ziehen, um sich ein Opfer zu suchen, dem er heute eine Note zugedacht hätte. Nein, bei diesem Novemberwetter würde nichts passieren.

Die Stunde schlich geradezu, es hatte noch nicht einmal halb geschlagen.

„Hoyersen, mein Bester, gucken Sie mal nach dem Ofen!"

Heini erhob sich, öffnete mit dem Eisenhaken die Ofentür und guckte in die zusammengefallene Glut. Er suchte ein paar dunkle Torfstücke, die er mit festen Händen griff und in das Loch schmetterte. Funken stoben, er öffnete unten die Klappe, das Feuer loderte von neuem. Er suchte den kleinen gebogenen Haken und stocherte durch die Roste. Etwas Glut fiel herunter. Die ganze Klasse verfolgte den Vorgang mit Interesse. Heini wischte sich an einem nicht ganz einwandfreien Taschentuch lässig die Hände ab.

„So, Hoyersen, danke, sagen Sie dem Schuldiener, er soll in der Pause Briketts bringen; — hm — hm — sagen Sie mal, Malte Brooks, warum geben die Kohlen mehr Hitze als der Torf?"

Mohrchen warf einen ironischen Blick auf Maltes gesenkten blonden Lockenkopf, der sich bei dem unerwarteten Anruf jäh hob, und aus trotzigen Augen traf den Professor ein beleidigter Blick, der deutlich sagte: „Gemeinheit, mich jetzt zu stören!" Außerdem war Geographie und keine Physik.

„Kohlen geben mehr Hitze, nämlich weil — weil..."

Mohrchen sah auf ihn runter, als sei er nicht da.

„Sehr gut, Brooks, ein begabtes Kind —, also wo waren wir denn stehengeblieben, Hoyersen?"

Hoyersen war sein Liebling.

„Wieso die Waldaihöhe die Wasserscheide darstellt." Heini sagte es gelangweilt, und Mohrchen nahm es ebenso gelangweilt auf.

In diesem Augenblick wurde heftig und kurz an die Tür geklopft. Herr Direktor Wedemeyer, gefolgt von dem neuen Schüler, der heute früh in Theo Böses Omnibus von Blumental gekommen war, trat ein.

Heini Hoyersen hob den Kopf. Aha, der war heute, mitten im Semester, hier gelandet und sicher schon vom Direx geprüft worden! Seinetwegen war sogar in der Tertia in der ersten Stunde Latein ausgefallen; das alles wegen dieser theatralischen Persianermütze!

Die beiden Lehrer stellten sich abseits ans Fenster und berieten miteinander. Der Neue, seinen Pack Bücher unter dem Arm, stand da und schaute mit ziemlicher Gelassenheit in die ihm ungewohnte Umgebung. Furchtsam war er nicht, auch nicht schüchtern. Er lehnte mit dem Rücken ein wenig an dem Türpfosten, den zierlichen Kopf erhoben. Seine braunen großen Augen unter den schwarzen Locken wanderten gleichmütig von Wand zu Wand. Er trug hellgraue Knickerbocker und einen hochgerollten dunkelblauen Wollsweater. Sein Blick ging über die grünlichen Wände hin, streiften das Bild von der Teeplantage und hafteten etwas länger an den Fischen, die im trüben Wasser des Aquariums auf dem Fensterbrett herumzogen. Dann entdeckte er dicht neben sich an der Ofenwand eine mit Reißnägeln befestigte Zeichnung, die einen mittelalterlichen hochgepackten Planwagen darstellte, der augenscheinlich über eine Art Knüppeldamm holperte. Er beugte sich neugierig vor und entzifferte den Namen, der mit großen Bleistiftschwüngen darunter gemalt war: Malte Brooks.

Als er nun seinen Blick suchend über die neuen Kameraden gleiten ließ, um herauszufinden, wer wohl jener Zeichner sein könnte — er liebte sehr, solche Versuche anzustellen und sich in der Wahrscheinlichkeit seiner Vermutungen zu sonnen —, rief ihn der Direx nach vorn.

Die Klasse verfolgte alles mit interessierten Blicken. Also — das war ja — Hoyersen biß sich jäh auf die Lippen — der Neue kam in die Obersekunda! Dieser schmächtige Kerl mit seiner koketten braunen Tolle, die ihm in die Stirne hing wie bei einem Komödianten! Ein Schmachtfetzen!

Heini stieß Malte in die Rippen. Malte konnte sich von seinem Buch, das er seit Minuten ungestört auf den Knien hielt, nicht so schnell losreißen. „Hm", brummte er unwillig. Dabei schützte er unwillkürlich mit dem Arm sein Buch. Er war nicht in der Klasse. Er war in einer anderen Welt, in Spanien, wo er Isabella, Spaniens verjagte Königin, rächen mußte und wo er in diesem Augenblick auf weißen Pferden über die Hochebene von Kastilien jagte — die Hände in die lange Mähne seiner Isolante verkrallt, indes sein Körper über dem Roß hing wie ein Pfeil — über dem weißen Lieblingspferd, das keinen Sattel duldete...

„Malte, Mensch, laß doch dein dämliches Buch! Guck den, das ist der von heute früh..."

Malte hob gehorsam den Kopf; aber seine Sinne brauchten Zeit, sich hier, in dieser Welt, wiederzufinden.

„Ist das der, der? Den du...?"

„Ja! Und der wird schon merken, mit wem er es zu tun kriegt!" flüsterte Heini mit Nachdruck.

In diesem Augenblick trafen sich Maltes noch verträumte Augen mit den wachen braunen von Marcel.

Marcel stand dicht neben der ersten Bank, Heini nahm die Gelegenheit wahr. Es gab einen kurzen Krach, und das Buchpack, das der Neue vor Hoyersen auf den Tisch gelegt hatte, flog auf den Boden.

Direktor Wedemeyer wandte sich stirnrunzelnd der Klasse zu. So konnte man hören: Ja, Herr Kollege, also Obersekunda — könnte genauso gut Prima sein, geht aber nicht wegen des Alters..."

(Fortsetzung folgt)